



Karin Jurczyk (Hrsg.)

Doing und Undoing Family

Konzeptionelle und empirische
Entwicklungen

Karin Jurczyk (Hrsg.)
Doing und Undoing Family

Karin Jurczyk (Hrsg.)

Doing und Undoing Family

Konzeptionelle und empirische
Entwicklungen

BELTZ JUVENTA

Eine Veröffentlichung des Deutschen Jugendinstituts e.V. (DJI)

Das Deutsche Jugendinstitut e. V. (DJI) ist eines der größten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute Europas. Seit über 50 Jahren erforscht es die Lebenslagen von Kindern, Jugendlichen und Familien, berät Bund, Länder und Gemeinden und liefert wichtige Impulse für die Fachpraxis.

Träger des 1963 gegründeten Instituts ist ein gemeinnütziger Verein mit Mitgliedern aus Politik, Wissenschaft, Verbänden und Einrichtungen der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe. Die Finanzierung erfolgt überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und den Bundesländern. Weitere Zuwendungen erhält das DJI im Rahmen von Projektförderungen vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, der Europäischen Kommission, Stiftungen und anderen Institutionen der Wissenschaftsförderung.

Aktuell arbeiten und forschen ca. 400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (davon ca. 250 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler) an den beiden Standorten München und Halle (Saale).

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6291-5 Print

ISBN 978-3-7799-5594-8 E-Book (PDF)

1. Auflage 2020

© 2020 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

1. Einführung	
<i>Karin Jurczyk</i>	7
2. Ein Konzept in Bewegung: Bausteine, konzeptionelle Schärfungen und empirische Anreicherungen	
2.1 UnDoing Family: Zentrale konzeptuelle Annahmen, Feinjustierungen und Erweiterungen	
<i>Karin Jurczyk unter Mitarbeit von Thomas Meysen</i>	26
2.2 Doing Family in der Forschungslandschaft – Beiträge und Rezeptionen	
<i>Karin Jurczyk, Jacqueline Ludwig</i>	55
2.3 Das Tun und Lassen in Familien analysieren: Praxissoziologie und Lebensführung als Impulse des UnDoing Family-Ansatzes	
<i>Andreas Lange</i>	78
2.4 UnDoing Gender – Theoretische Zugänge und Lernprozesse fürs UnDoing Family	
<i>Anna Buschmeyer, Karin Jurczyk, Dagmar Müller</i>	99
2.5 Familie als Care – die Entzauberung der ‚Normalfamilie‘	
<i>Karin Jurczyk, Barbara Thiessen</i>	116
2.6 ‚Scheitern‘ von Familie? Oder: Vom Doing zum Not Doing und Undoing Family	
<i>Heinz Kindler, Sabeth Eppinger</i>	141
3. Familiäre Akteure und Netzwerke	
3.1 Young Carer: Wer pflegt wen? Familie als anpassungsfähige Care-Ressource	
<i>Laura Castiglioni</i>	170
3.2 Väter in der familialen Lebensführung – Handlungsspielräume zwischen Beruf und Familie	
<i>Claudia Zerle-Elsäßer, Birgit Jentsch</i>	193
3.3 Doing Family in komplexen Familienformen: Herausforderungen in der Alltagsgestaltung und im Coparenting in Stieffamilien	
<i>Christine Entleitner-Phleps, Ulrike Lux, Sabine Walper</i>	214
3.4 Doing und Undoing Family in Adoptivfamilien	
<i>Ina Bovenschen</i>	229

3.5	Gemeinschaftliches Wohnen – Doing Family in erweiterten Familiennetzwerken? <i>Martina Heitkötter</i>	253
3.6	UnDoing Family by Delegating Care? Über die Alltagspraxis der Versorgung älterer Menschen in privaten Haushalten mit migrantischen Haushaltsarbeiterinnen <i>Maria S. Rerrich, Katrin Roller, Sabrina Schmitt</i>	274
3.7	Multilokales und transnationales Familienleben: UnDoing Family bei räumlicher Distanz <i>Eveline Reisenauer</i>	296
4.	Das Zusammenwirken von individuellem, institutionellem und diskursivem Doing Family	
4.1	Doing, Undoing und Not Doing Family – Zur Deutungs- und Bezeichnungspraxis im Alltag familienanaloger Formen der Hilfen zur Erziehung <i>Maximilian Schäfer</i>	311
4.2	Doing Family unter prekären Bedingungen – Verständnisweisen von Eltern und Fachkräften <i>Sabine Andresen</i>	340
4.3	Doing Family durch Medien und Kommunikationstechnologien – Systematisierungen und Forschungsstand eines interdisziplinären Feldes <i>Andreas Lange</i>	355
5.	Methodologische Reflexionen zum Doing Family: die Operationalisierung des qualitativen Konzepts der familialen Lebensführung in der quantitativen Erhebung AID:A <i>Claudia Zerle-Elsässer, Waltraud Cornelißen, Christine Entleitner-Phleps, Karin Jurczyk, Josefine Klinkhardt und Alexandra Langmeyer</i>	376
	Die Autorinnen und Autoren	396
	Literaturverzeichnis	400

1. Einführung

Karin Jurczyk

Anlass und Hintergrund

Warum dieses Buch? 2014 hat ein Team am Deutschen Jugendinstitut (DJI), bestehend aus Karin Jurczyk, Andreas Lange und Barbara Thiessen, den Sammelband „Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist“ herausgegeben (Jurczyk u. a. 2014a). Der Titel war vielversprechend und folgte einer zeitdiagnostisch begründeten Idee, die sich aus der eigenen empirischen Forschung (vgl. Jurczyk u. a. 2009a) und der konzentrierten Rezeption der familienwissenschaftlichen Analysen der zurückliegenden Jahrzehnte ergab: Dass wir es nämlich mit einer Veränderung des Zustandekommens, der Art und Weise des alltäglichen Lebens sowie der Verläufe von Familien zu tun haben. Auch wenn Familie immer im Wandel ist und auch wenn immer schon einzelne Sorgeleistungen in und durch Familie erbracht wurden, schien sich doch mit der Durchsetzung der späten Moderne ungefähr ab den 1970er Jahren in Deutschland der Modus von Familie grundlegend zu ändern: von der Selbstverständlichkeit und Traditionsgebundenheit zur bewussten „Herstellung“ von Familie und familialen Beziehungen.

Heute, fünf Jahre später, gibt es keinen Hinweis darauf, dass diese Veränderungen rückgängig gemacht wären. Wir stellen eher eine noch forciertere Notwendigkeit dieser Herstellungsleistungen fest. Selbst wenn derzeit in Deutschland wieder (geringfügig) mehr Kinder geboren werden und auch die Scheidungszahlen nicht weiter steigen, scheint es zunehmend kompliziert, Familie zu leben und die gesellschaftlich erwarteten familialen Leistungen wie Versorgung, Erziehung, Pflege, Zuwendung etc. zu erbringen. Der hohe Stellenwert von Familie nimmt zwar nicht ab, aber eine Familie zu gründen sowie Geschlechter-, Generationen- und Verwandtschaftsbeziehungen verlässlich zu leben, wird komplexer, kontingenter und voraussetzungsvoller. Der Druck auf Familien kommt von vielen Seiten: den hohen Ansprüchen aus dem Bildungs- und Erziehungsbereich an eine optimale Förderung von Kindern, den fortschreitenden räumlichen und zeitlichen Entgrenzungen des Erwerbsbereichs, den immer ungleicheren Lebenslagen, verbunden mit der Notwendigkeit, zwei Einkommen zu erwirtschaften, den neuen technischen Herausforderungen und Möglichkeiten durch die Omnipräsenz digitaler Medien, den neuen Möglichkeiten der Reproduktionstechnologien, den Verschiebungen im Generationengefüge

durch die steigende Lebenserwartung, den wachsenden Ansprüchen an und Möglichkeiten für eine individuelle Lebensgestaltung und Lebensform, der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen sowie, nicht zuletzt, den erhöhten Erwartungen an partnerschaftlichere Geschlechterverhältnisse (vgl. hierzu beispielsweise Bertram/Deuffhard 2015; Bauer/Büscher 2008; Merkle u. a. 2008; Jurczyk u. a. 2009a; Jurczyk/Heitkötter 2012; Jurczyk u. a. 2014b; Lutz 2012; Preuß 2014; Roskam u. a. 2018; Schneider u. a. 2019). Der Druck auf Familien ist also sowohl inner- als auch außerfamilial bedingt: durch eigene individuelle Erwartungen und Ansprüche einerseits sowie externe und strukturelle Anforderungen und nicht auf die Bedarfe heutiger Familien abgestimmte Rahmenbedingungen – etwa für eine entscheidend verbesserte ‚Vereinbarkeit‘ von Familie und Beruf – andererseits. Vielerorts wird eine gesellschaftliche Sorge- oder „Reproduktionskrise“ (Jürgens 2010) diagnostiziert, bei der überforderte Familien eine entscheidende Rolle spielen und oft genug auch den ‚schwarzen Peter‘ zugeschoben bekommen. Diese sich verschärfende Krise von „Care“ (Jurczyk 2015), die in den vergangenen fünf Jahren insbesondere bei der Pflege der älteren Generation oder auch in der Nachsorge nach Krankenhausaufenthalten durch sogenannte „blutige Entlassungen“ sichtbar geworden ist, ist letztlich dadurch bedingt, dass die oben beschriebenen Entwicklungen bislang nicht oder zu wenig dazu geführt haben, dass die Gesellschaft, der Wohlfahrtsstaat, die Öffentlichkeit und die Arbeitswelt sich ihrer Verantwortung für eine neue sozial- und geschlechtergerechte Regulierung der familialen und professionellen Sorgearbeit stellen. Das Modell einer „sorgenden Gesellschaft“, die Familie zwar weiterhin ihren Platz als Ort fürsorglicher persönlicher Beziehungen gibt, ihr aber nicht die meiste Last der Sorgearbeit als privat zu lösendes Problem zuweist, ist nicht in Sicht.

Nach wie vor gilt also: Wo nicht mehr selbstverständlich auf Traditionen und klare normative Handlungserwartungen sowie auf verlässliche Rahmenbedingungen zurückgegriffen werden kann, wo die Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und Familie durchlässiger werden, wo Geschlechterarrangements immer neu verhandelt und Generationenbeziehungen individuell ausgestaltet werden können, wird Familie für alle Beteiligten (zunehmend) zu einer eigenständigen, evtl. prekären und scheiternden Herstellungsleistung. Vor dem Hintergrund der nur kurz skizzierten gesellschaftlichen Entwicklungen bleibt also die *besondere Sinnhaftigkeit des praxeologischen Ansatzes von Doing Family*, der davon ausgeht, dass man heute eine Familie nicht einfach „hat“, sondern dass man sie „tun“ muss, bestehen. So bleibt unsere Grundthese von 2014 weitgehend unverändert, die Entwicklungen fordern jedoch dazu auf, neue Aspekte in den Vordergrund zu rücken: beispielsweise die systematische Bedeutung von Care für Familie sowie auch die Generationenbeziehungen zwischen älteren Menschen und erwachsenen Kindern. Die rechtskonservativen Entwicklungen in Deutschland (und in vielen Ländern Europas) sind ein weiterer Grund, am

Ansatz des Doing Family nicht nur festzuhalten, sondern ihn weiter zu vertiefen: bietet er doch die Möglichkeit, einen realitätsangemessenen Blick auf die Komplexität heutiger Familien in einer spätmodernen Gesellschaft zu werfen und mit seiner Perspektive auf konkrete Praxen und auf für Familie konstitutive Ambivalenzen das ideologisch aufgeladene Konstrukt der traditionellen Normalfamilie zu ‚entzaubern‘. Dieses Konstrukt wird derzeit von rechtskonservativer Seite wiederbelebt und im Interesse einer rückwärtsgewandten und ausgrenzenden Politik instrumentalisiert. Vielmehr meinen wir, durch unseren Ansatz des Doing Family dazu beitragen zu können, dass Familie in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft gerade dann besser und realistischer anerkannt und aufgewertet werden kann, wenn es gelingt, die praktischen alltäglichen ‚Mühen‘ fürsorglicher Beziehungen in den unterschiedlichsten familialen Konstellationen sichtbar zu machen. Neben den genannten zeitdiagnostischen Gründen der gesellschaftlichen Entwicklungen gibt es einen weiteren Grund für den Ansatz des Doing Family, löst er doch strukturbezogene Modelle ab, was nicht nur analytisch geboten, sondern auch normativ zu begrüßen ist. Denn ein Denken in Doing Family-Kategorien holt auch Momente der Freiheit der Lebensgestaltung ein.¹

Dennoch lässt sich für 2014, gemessen an dem umfassenden Anspruch unserer Idee, aus der der noch weiterreichende Anspruch folgte, hiermit eine neue „praxeologische“ Perspektive in die Familienforschung einzubringen (Jurczyk 2014 a, b), unser Vorhaben als mutig, vielleicht als tollkühn bezeichnen. Dies gilt umso mehr, als wir das Konzept nur in groben Umrissen vorgelegt haben. Auch konnte in den Folgejahren – schlicht aus Zeitmangel – eine bessere Fundierung und systematische theoretische Einordnung nicht vorgenommen werden, es gab jedoch punktuelle Weiterentwicklungen, etwa hinsichtlich der Grundformen der Herstellung von Familie sowie von Familie als Netzwerk (Jurczyk 2020 i.E., 2018).

Die Aufmerksamkeit und Resonanz, die das Doing Family-Konzept in Wissenschaft und Praxis trotz seiner Unzulänglichkeiten hervorgerufen hat, bestärkt uns nun darin, dem eigenen Wunsch nach wissenschaftlicher Vertiefung dieses – unseres Erachtens nach wie vor unfertigen, aber lohnenswerten – Ansatzes nachzukommen und diesen Band vorzulegen. Forciert wird diese Absicht durch die zeitliche Koinzidenz mit dem Ausscheiden der Herausgeberin aus dem Deutschen Jugendinstitut und damit aus dem Kreis der meisten Kolleginnen und Kollegen, die bereits beim Band 2014 mitgewirkt und in den vergangenen Jahren zunehmend mit dem Doing Family Ansatz gearbeitet haben.

1 Für diesen Hinweis danken wir explizit Dominik Krinninger, der sich die Mühe gemacht hat, die umfänglichen konzeptionellen Kapitel kritisch zu betrachten.

Insofern ist dies kein ‚normaler‘ Sammelband, sondern ein gemeinsames Werk mit einem gemeinsamen Arbeits- und Diskussionszusammenhang und dem geteilten Bezug auf ein Konzept aus ganz unterschiedlichen Forschungszusammenhängen und Disziplinen der jeweiligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des DJI sowie der ausgewählten externen Autorinnen und Autoren.²

Vor dem Hintergrund des Gesagten können die Ziele des Bandes genauer benannt werden. Zunächst sollen aktuelle empirische Arbeiten ebenso wie kritische Auseinandersetzungen mit dem Konzept sichtbar gemacht und entlang bestimmter Themenlinien sortiert werden. Vor allem aber wollen wir das Konzept an einigen Stellen präzisieren und sichtbar gewordene Lücken bearbeiten. Hierzu gehören die vertiefte Beschäftigung mit theoretischen Dimensionen von Care und Gender sowie mit vorliegenden Praxistheorien. Dies soll dazu beitragen, unseren praxeologischen Familienbegriff deutlich umfassender und mehrdimensionaler entwickeln zu können als bislang. Zudem hat sich in den Diskussionen der vergangenen Jahre gezeigt, dass unser zunächst gezielter Fokus auf die Herstellungsprozesse von Familie bestimmte Praxen an den Rand gedrängt hat, die ebenso zu Familie gehören: beschädigende und distanzierende Praxen als Schattenseiten des und Gegenbewegungen zum Doing Family. Allzu oft wurde das Doing Family deshalb auch als ein „Gelingen“ der Herstellung von Familie missinterpretiert. Vor diesem Hintergrund scheint es uns weiterführend, das Doing um ein Undoing Family³ zu ergänzen und zu fragen, wie sich beides zueinander verhält.

Darüber hinaus ist deutlich geworden, dass sich bislang auch unser Blick auf die Akteure der Herstellung von Familie – wie weit verbreitet in der Familienforschung – zentrierte auf Erwachsene und hierbei auf Eltern (meist Mütter)

2 Daraus ergibt sich auch die Besonderheit der Darstellung der Quellen: Am Ende des Buches findet sich ein Gesamtliteraturverzeichnis, weil es sonst allzu viele Mehrfachnennungen von Titeln gegeben hätte.

3 An dieser Stelle bedarf es eines wichtigen Lesehinweises zur Vermeidung von Irritationen bzgl. der Schreibweise der zentralen Begriffe:

– Doing Family (die Anfangsbuchstaben beider Wörter großgeschrieben) meint die Praxen der Herstellung von Familie, einschließlich seiner Schattenseiten (und das dazugehörige Konzept).

– Undoing Family (die Anfangsbuchstaben beider Wörter großgeschrieben, doing aber klein) meint einerseits das ‚situative Ruhelassen‘ und das aktive Unbedeutendmachen von Familie, andererseits die Praxen der Beschädigung, Auflösung und Distanzierung von Familie (und das dazugehörige Konzept).

– UnDoing Family (die Anfangsbuchstaben beider Wörter großgeschrieben, aber auch das Doing) bezeichnet das praxeologische Gesamtkonzept von Familie, das die Praxen sowohl von Neutralisierung und Auflösung als auch von Herstellung umfasst.

– Not Doing Family (alle Anfangsbuchstaben großgeschrieben) meint das Ignorieren bzw. den Ausschluss von Familie als Bezugssystem beim Handeln und Deuten.

kleiner Kinder. Sehr oft ging es dabei auch um die Kernfamilie von Vater-Mutter-Kind. Wenig im Focus waren dagegen die Kinder selber, die Väter, die ältere Generation, sogenannte „Wahlverwandte“ sowie die Stief- und Adoptionsfamilien und familiale Netzwerke. Vernachlässigt war bislang auch das Zusammenspiel von individuell-familialen, institutionellen (z. B. Fachkräfte der Sozialen Arbeit und des Gesundheitswesens) sowie informellen (wie etwa Nachbarschaft und Freundeskreis) Akteuren im UnDoing Family, das jedoch gerade in vielen Forschungsprojekten zu den Hilfesystemen für Familien eine erhebliche Rolle spielt. Sowohl durch die Perspektive auf die beschädigenden und distanzierenden Praxen in Familien und faktische Auflösungen von Familienbeziehungen als auch durch die Erweiterung der Akteursperspektive um institutionelle, informelle und kollektive Akteure ist intendiert, eine bessere Anschlussfähigkeit an solche Forschungen herzustellen, die sich mit besonders belasteten Familien beschäftigen und auch nach den Kontexten und Ko-Produzenten von Familie fragen.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich auch der Aufbau des Bandes. Im konzeptionell ausgerichteten Abschnitt 2 sollen neben einigen Feinjustierungen des Forschungsansatzes vor allem Lücken bearbeitet werden, die sich in den vergangenen Jahren gezeigt haben. Diese beziehen sich auf analytische *Dimensionen* wie den Zusammenhang von *Familie und Care*, der mit *Gender* verknüpft ist. Zudem geht es um die *praxistheoretische Einbettung* des Doing Family Ansatzes und die *Ausarbeitung des Undoing Family* als Gegenbewegung zu den Herstellungsprozessen von Familie. In den Abschnitten 3 und 4 werden auf der Basis empirischer Forschungen die *Vielfalt der Akteure* in Familie und rund um Familie und damit auch deren Netzwerke genauer ausgeleuchtet. Hier hat sich inzwischen reichhaltiges empirisches Material angesammelt. Hinsichtlich der *innerfamilialen Akteure* sollen v. a. diejenigen in den Blick genommen werden, die bislang eher vernachlässigt wurden, wie etwa Kinder, Väter und ältere Familienangehörige. Dabei sind insbesondere auch nicht-konventionelle Familienkonstellationen im Blick, bei denen rechtliche, biologische und soziale Elternschaft häufig nicht mehr zusammenfallen. Bei den *außerfamilialen Akteuren*, die, wenn sie als Individuen agieren, als Ko-Produzenten von Familie bezeichnet werden, werden drei verschiedene Konstellationen in den Blick genommen: zum einen die Fachkräfte in familienanalogen Formen des Aufwachsens von Jugendlichen, zum andern die Fachkräfte, die mit Familien in prekären Lebenslagen arbeiten sowie schließlich der kollektive „Akteur“ Medien. Jedes Mal geht es um den Beitrag dieser Akteure zum UnDoing Family.

Zum Abschluss des Bandes wird in Abschnitt 5 schließlich über Möglichkeiten, Angemessenheit und Reichweite bestimmter Methoden zur Erforschung des UnDoing Family reflektiert.

Erläuterung der Beiträge des Bandes

Der *Abschnitt 2*, der das Konzept des Doing Family „in Bewegung“ beschreibt, besteht aus sechs Unterkapiteln.

Das Kapitel 2.1 „*Zentrale konzeptuelle Annahmen, Feinjustierungen und Erweiterungen*“ von Karin Jurczyk und einem Beitrag von Thomas Meysen bündelt den aktuellen Stand der konzeptionellen Annahmen zum Doing und Undoing Family. Dieses Überblickskapitel ermöglicht es, sich der zentralen Bausteine zu vergewissern und gleichzeitig wichtige Weiterentwicklungen seit 2014 aufzuzeigen. Dargestellt werden in knapper Form erstens die *zwei* (nicht drei, wie in 2014 dargestellt) Grundformen der Herstellung von Familie, das Balancemanagement sowie die Konstruktion von Gemeinschaft und Gemeinsamkeit mit ihren Unterformen. Zweitens geht es um die Bedeutung von Care als „Handlungskern“ von Familie und die Skizze eines carezentrierten Familienbegriffs. Drittens wird das Undoing Family umrissen und dabei u. a. zwischen aktivem ‚Vergessen‘ sowie ‚Neutralisierung‘ auf der einen Seite und gezielt betriebener Distanznahme, Schädigung bis hin zur Auflösung von Familie auf der anderen Seite unterschieden. Viertens werden die Dimensionen und Modi familialer Praxen rekapituliert und gefragt, welche mehr Beachtung als bislang bedürften und wie sich Intentionalität, Routinisierung und Ritualisierung des Handelns unter spätmodernen Bedingungen zueinander verhalten. Fünftens geht es um darum, den Blick von den Eltern als familialen Akteuren systematisch zu erweitern um andere Personengruppen, Konstellationen und institutionelle Ko-Produzenten von Familie. Schließlich wird sechstens nach der Einbindung familialer Praxen in gesellschaftliche Kontexte gefragt und nach den Freiheitsgraden, die diese Kontexte dem familialen Handeln lassen. Im Unterkapitel 2.1.7 wird das Recht als ein besonders relevanter institutioneller Kontext von Thomas Meysen in Bezug auf das Doing und Undoing Family genauer analysiert. Dabei erweist sich das Verhältnis von familialer Praxis und rechtlicher Rahmung als vielschichtiges Wechselspiel. Durch die Differenzierung im Recht zwischen Verwandtschaft und Familie wird deutlich, dass einerseits Familie als Fürsorgepraxis und soziale Wirklichkeit mit Rechten ausgestattet und als Institution geschützt wird und dass andererseits Verwandtschaft allein über eine rechtliche Zuordnung von Kindern zu Eltern sowie damit weiteren Verwandten definiert wird.

Im Kapitel 2.2 skizzieren Karin Jurczyk und Jacqueline Ludwig, wie das *Doing Family in der Forschungslandschaft* theoretisch und empirisch verankert ist. Dabei wird auch die Begriffsgeschichte und Bedeutungsvielfalt des Doing Family erläutert und auf das zentrale Konzept der „Familienpraktiken“ von David Morgan verwiesen. Bei der Rezeption der verschiedenen Studien wird ein wichtiger Unterschied sichtbar: zwischen dem *Doing Family* als Herstellung einer Gemeinschaft und den verschiedenen *Doings*, also den einzelnen auf den

Familienalltag bezogenen Praxen. Die vorliegende Forschung wird auf der Basis einer ersten explorativen Recherche entlang folgender Themenbereiche systematisiert: Rituale, Displaying, Elternschaft, Partnerschaft und Väter, Kinder als Akteure, Pädagogik und Soziale Arbeit, Bildung und Lernen, Medien, Raum, Migration, Multilokalität sowie Technologie und Medizin. Dabei erweist sich der Rückgriff auf die Konzepte *Doing Family* und Familienpraktiken als sehr unterschiedlich in Tiefe und Breite. Da die vorliegende Bestandsaufnahme nur als vorläufig gelten kann, zeigt es sich als notwendig, hier in Zukunft verstärkt und systematisch international und interdisziplinär zu recherchieren.

Das Kapitel 2.3 dient der *Bezugnahme des UnDoing Family Ansatzes auf ausgewählte soziologische Theorien*. Andreas Lange geht es um eine *praxissoziologische Anreicherung des UnDoing Family Ansatzes*. Er argumentiert zunächst, dass die in der Familienforschung häufigen ausgiebigen Datenanalysen in unterschiedlichem Ausmaß auf Varianten theoretischer Ansätze der rationalen Wahl zurückgreifen und dabei auch beachtliche Erklärungserfolge hinsichtlich einzelner familialer Phänomene erzielen können. Komplexere Handlungsaggregate von Familien können so jedoch kaum erklärt werden. Deswegen wählt er zwei vielversprechende Theorieansätze aus: erstens die Varianten von Praxistheorien, die die Intentionalität des Handelns hinterfragen, sowie zweitens die Theorie der Lebensführung, die eingebettet ist in das Paradigma einer subjektorientierten Soziologie. Beide Theoriestränge treten mit dem Anspruch auf, konkretes Tun und Lassen von Individuen und Gruppen in den Blick zu nehmen. Er veranschaulicht die Umsetzung dieses Anspruchs am Thema Bildung in Familien. Seine Rekombination beider Ansätze hat den Anspruch, den *Doing Family* Ansatz theoretisch wie empirisch anzureichern.

Im Kapitel 2.4 von Anna Buschmeyer, Karin Jurczyk und Dagmar Müller geht es darum, die *Ansätze zum UnDoing Gender* zu rekapitulieren und daraufhin zu prüfen, inwieweit diese als ‚Vorbild‘ für das Konzept des *UnDoing Family* dienen und *welche Lernprozesse fürs UnDoing Family* daraus resultieren können. Diese Bezugnahme ist auch deshalb besonders interessant, weil sowohl Geschlecht als auch Familie stets dem ‚Natürlichkeitsverdacht‘ unterliegen, beide jedoch keine selbstevidenten Kategorien sind. Im Anschluss an eine knappe Darstellung von *UnDoing Gender* Konzepten, werden Verbindungen sowie Unterschiede zum *UnDoing Family* herausgearbeitet. Ein wichtiges verbindendes Element ist etwa die Denkfigur des ‚Kontinuums‘ und der Kontingenz, die sowohl für Geschlecht als auch für Familie relevant ist. Auf Familie bezogen zeigt sich, dass *Doing* (Herstellung) und *Undoing* (Auflösung) *Family* nicht immer klar gegeneinandergestellt werden können, sondern es vielmehr Umkipppunkte zwischen *Doing* und *Undoing Family* geben kann. Dies gilt auch insofern, als aus der Perspektive des Lebens- und Familienverlaufs es sich um ein graduales Mehr oder Weniger an Familie und an verlässlichen Carebeziehungen handeln kann, das in sich dynamisch und veränderbar ist und unter-

schiedliche Personen ein- und ausschließt. Familie ist demzufolge charakterisiert als flexibel (wandelbar), kontingent (immer auch anders möglich) und graduell (mehr oder weniger). Ein Unterschied zwischen den Konzepten besteht jedoch darin, dass der Kerngedanke des Doing Gender um die Geschlechterdifferenz und damit um die Frage der Zurechenbarkeit von Individuen zu einer der ideellen, sozial konstruierten Genus-Gruppen (Becker-Schmidt 2003) Frauen, Männer oder andere kreist. Die Frage der Zurechenbarkeit und Zugehörigkeit von Individuen ist als Differenzkategorie für Familie jedoch weniger relevant als die nach der Herstellung eines materialisierbaren Ergebnisses: nämlich von Fürsorglichkeit und Gemeinsamkeit durch konkretes Tun *in* einer und *für* eine soziale Gruppe aus konkreten Individuen.

Im anschließenden Kapitel 2.5 *Familie als Care – die Entzauberung der ‚Normalfamilie‘* von Karin Jurczyk und Barbara Thiessen wird der Zusammenhang von Familie und Care genauer herausgearbeitet. Es wird argumentiert, dass die Fokussierung auf Care als Kernelement von Familie zu einem praxeologischen Familienverständnis führt, das auf *Fürsorgepraxen* im Gegensatz zu institutionalisierten Familienformen, insbesondere zu dem der sogenannten Normalfamilie, abhebt. Dafür wird zunächst – auch auf der Basis von Daten zu aktuellen Familien- und Elternschaftskonstellationen – gezeigt, warum wir heute Familie und Elternschaft auch jenseits von Abstammung neu definieren müssen. Schließlich werden Generationenbeziehungen, verbindliche Fürsorglichkeit sowie deren Verortung im privaten Kontext als die drei zentralen Dimensionen eines solchen carezentrierten Familienbegriffs herausgearbeitet. Auf Basis der wissenschaftlichen Care-Debatte wird gezeigt, wie Familie, Care und die Arbeitsteilung der Geschlechter miteinander verknüpft sind. Abschließend wird darauf hingewiesen, dass die Zentrierung auf Care als Handlungskern von Familie keinesfalls bedeutet, dass Care stets gelingt. Vielmehr werden Krisen, Konflikte und Ambivalenzen als ‚normaler‘ Bestandteil von familialem Care angesehen und mittels des Konzepts „ausreichend guter Sorge“ plausibilisiert.

Der konzeptionelle Abschnitt 2 wird abgerundet durch das Kapitel 2.6 *‚Scheitern‘ von Familie? Oder: vom Doing zum Undoing Family* von Heinz Kinder und Sabeth Eppinger. Sie fokussieren ihren Beitrag darauf, was bei der Herstellung von Familie nicht gelingt bzw. auf das, was besonders schwierig ist und untersuchen die hierzu verfügbaren Wissensbestände. Dabei greifen sie nicht nur auf Befunde aus der Familiensoziologie, sondern auch der Familienpsychologie und klinischen Psychologie zurück.

Der Möglichkeit des Scheiterns am Doing Family wohnt ein Verständnis von Familie als aktiver Herstellungsleistung inne. Erklären Individuen das Bemühen um die Bewältigung dieser Anforderung für gescheitert oder kommt ihnen die Motivation hierfür abhanden, können sie sich für eine Distanzierung vom zuvor verfolgten Vorhaben der Herstellung von Gemeinsamkeit entschei-

den (z. B. Scheidung), sodass Doing Family in Undoing Family umschlägt. Der erste Teil des Kapitels beschäftigt sich mit vorliegenden Befunden an der Schnittstelle von Familiensoziologie und Familienpsychologie zur Frage, warum und wie Menschen diesen Schritt vollziehen. Wichtige Ergebnisse betreffen eine oft anhaltend vorhandene Ambivalenz der Akteure und eine zentrale Rolle des sozialen Umfeldes. Vor allem aber wird herausgestellt, dass sich die Forschung bislang vor allem an der Vorhersage von Trennungsentscheidungen abgearbeitet hat, das Ausmaß und die Art und Weise von Distanzierung aber kaum zu erklären versucht hat. Hier eröffnet das Konzept von Undoing Familie den Blick auf eine wesentliche neue Forschungsfrage.

Ähnlich ist die Situation im Hinblick auf Kontaktabbruch und Entfremdung als extreme Formen von Distanzierung, womit sich der zweite Teil des Kapitels beschäftigt. Hier dominieren bislang klinisch-psychologische oder entwicklungspsychologische Perspektiven, während die tatsächlichen Praxen und Formen ihrer Regulierung bislang noch kaum in den Blick geraten sind. Die Schattenseiten von Doing Family werden in einem dritten Schritt vom Undoing Family unterschieden. Das Balancemanagement kann – ebenso wie der Versuch der Abwehr eines Scheiterns oder der Herstellung bzw. Darstellung von Gemeinsamkeit – von Gewalt durchzogen sein. Im Ergebnis kann eine solche Gewalt zur Distanzierung und einem Scheitern am Doing Family führen, jedoch ist dies nicht das Ziel, vielmehr soll die Partnerin oder der Partner eher kontrolliert und an einer Trennung gehindert werden. Manchmal kann der Wunsch nach einem Fortbestehen von Gemeinsamkeit und Intimität Individuen dazu motivieren, erlittene (sexuelle) Gewalt, auch wenn sie als illegitim empfunden wird, hinzunehmen und sich erst verzögert dagegen zu wehren. In diesem Abschnitt werden die empirischen Befundlagen zu solchen Schattenseiten von Doing Family zusammengetragen und insbesondere im Hinblick auf subjektive Verständnisse des eigenen Handelns hin analysiert.

Im Anschluss an diese grundlegenden konzeptionellen Ausführungen zum Doing und Undoing Family in Abschnitt 2 wird der Schwerpunkt im *Abschnitt 3* für den Rest des Buches gewechselt. Das übergeordnete Ziel der folgenden Beiträge ist es einerseits, neues empirisches Wissen und neue themenspezifische Überlegungen über das Doing und Undoing Family zur Diskussion zu stellen. Andererseits soll hierdurch das Konzept empirisch gestützt induktiv so weiterentwickelt werden, dass dieses auch für zukünftige Forschungsbemühungen verstärkt heuristisch genutzt werden kann.

Die Aufmerksamkeit von Abschnitt 3 richtet sich auf die erweiterte Beschreibung familialer Akteure und Netzwerke, dies wird in sieben Einzelkapiteln umgesetzt. *Kapitel 3.1* von Laura Castiglioni beginnt mit der Frage, ob nicht *Kinder in Familien auch ‚Carer‘* und nicht nur zu Versorgende sind und was

diese Umkehr des Blicks für das Doing Family bedeutet. Wenn der Bedarf an Pflege- und Hilfeleistungen in der Familie steigt, etwa, weil ein Familienmitglied chronisch erkrankt oder eine Behinderung auftritt, werden Care-Aufgaben auch auf Kinder übertragen, und zwar manchmal in einem Umfang und einer Qualität, die sonst für Erwachsene als angemessen gilt. Kinder und Jugendliche, die in diese Situation geraten werden in der Literatur oft als „Young Carer“ bezeichnet. Der Beitrag fasst zunächst die Befunde der internationalen Forschung über Young Carer zusammen im Hinblick auf das Profil und die Leistungen der pflegenden Kinder, auf die Umstände und die Beweggründe, die zur Übernahme von Caretätigkeiten geführt haben und auf die Folgen, die die Rolle als Carer bei den Kindern hat. Im zweiten Teil geht es um eine kritische Auseinandersetzung mit den empirischen Studien. Es wird auf problematische Stellen im Design und in den Methoden der Studien hingewiesen und auf potenzielle Fehlschlüsse, die aus der Deutung der Empirie auch bezüglich der Folgen einer pflegenden Rolle für Kinder gezogen werden. Abschließend wird für eine Öffnung der Forschungsperspektive im Hinblick auf von Kindern geleistete Care-Aufgaben in Familien plädiert, um den Diskurs über Care durch Kinder aus der gegenwärtigen Normativität zu befreien und erkenntnisgewinnend weiterzuentwickeln. Als primäres Ziel gilt es zu verstehen, ob, wann und wie die Beteiligung an Care-Aufgaben durch Kinder der ‚normalen‘ Teilhabe am Familienleben und an dem Tun einer Familie entspricht, und ob und wann sie die ‚gesunde‘ Entwicklung und die Selbstverwirklichung des Kindes hindert.

Das Kapitel 3.2 zu *Vätern in der familialen Lebensführung* von Claudia Zerle-Elsäßer und Birgit Jentsch nimmt die Handlungsspielräume von Vätern zwischen beruflichen und familiären Verpflichtungen in den Blick. Dies folgt auch der Intention, die oft immanente Mütterzentrierung der Familienforschung ein Stück aufzuheben. Denn gerade bei großen Surveys sind es meist die Mütter, die antworten, überwiegend deshalb, weil sie – aufgrund ihrer Zuständigkeit für Sorgearbeit – für telefonische und Face-to-face-Interviews eher zu Hause erreichbar sind. Aber auch die qualitativen Studien richten ihren Fokus häufig auf die Mütter als die ‚Managerinnen des Familienalltags‘. Nach einer grundlegenden Dimensionierung väterlichen Engagements in der Familie sowie der Referierung des Forschungsstandes zu Einflussgrößen auf das väterliche Engagement werden Ergebnisse aus drei empirischen – einer qualitativen und zwei quantitativen (wobei letztere beide mit Daten aus dem Survey AID:A, dem integrierten Survey des DJI „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“, arbeiten, jedoch zu unterschiedlichen Aspekten) – Studien berichtet. Die drei Studien arbeiten mit unterschiedlichen methodischen Herangehensweisen, nehmen jeweils spezifische Fragestellungen in den Blick und greifen die Perspektiven verschiedener Akteure auf: Die beiden Teilstudien zu AID:A sind im Multi-Actor-Design angelegt und befragen Mutter, Vater und Kind; die EU-Studie befragt ausschließlich die Väter selbst.

Trotzdem lassen sich die Befunde der Studien sehr gut aufeinander beziehen und können dadurch eindrucksvoll deutlich machen, dass es für Väter noch immer schwer ist, sich neben ihren beruflichen Verpflichtungen Handlungsspielräume für die Familie herauszuarbeiten, dass dies einigen Vätern aber durchaus auch gelingt. Offensichtlich wird dabei ebenso, dass das Vereinbarkeitsdilemma heute als Thema auch bei den Vätern angekommen ist. Die Verknüpfung qualitativer und quantitativer Befunde erweist sich in dem Beitrag als sehr fruchtbar, um ein kohärenteres Bild von Vaterschaft zu bekommen.

In *Kapitel 3.3 zum Doing Family in komplexen Familienformen: Herausforderungen in der Alltagsgestaltung und im Coparenting in Stieffamilien* von Christine Entleitner-Phleps, Ulrike Lux und Sabine Walper wird nicht ein Akteur, sondern eine von der konventionellen Kernfamilie abweichende *Akteurskonstellation* des Doing Family in den Blick genommen. Wie unterschiedlich Familienbiografien von Stieffamilien ausgestaltet sind und welche besonderen Herstellungsprozesse von Familie notwendig sind, wird in diesem Beitrag beschrieben. Tritt ein neuer Partner in eine Trennungsfamilie, so kann dies den Komplexitätsgrad einer Familie deutlich erhöhen. Dies gilt umso mehr, wenn der neue Partner bereits Kinder aus einer früheren Beziehung hat und diese mit in den gemeinsamen Haushalt einzieht. Aber auch zu außerhalb des Haushalts lebenden Kindern bestehen Verantwortlichkeiten (z. B. Transferleistungen, aber auch Zeitressourcen), die den Familienalltag innerhalb der neu gegründeten Stieffamilie beeinflussen können. Wird innerhalb der Stieffamilie noch ein gemeinsames Kind geboren, bedeutet dies wiederum eine Veränderung für alle Familienmitglieder, sei es für die im Haushalt lebenden als auch für die externen. Gerade im Hinblick auf den Familienalltag und bei Erziehungsfragen, aber auch in Bezug auf die elterliche Zusammenarbeit in der Erziehung, dem sogenannten „Coparenting“, mit dem im Haushalt lebenden Stiefelternteil einerseits und dem getrenntlebenden Elternteil andererseits sind Abstimmungsprozesse erforderlich. Ziel dieses Beitrages ist es, die Alltagspraxen unterschiedlicher Stieffamilien – der im Haushalt lebenden Familienmitglieder, aber auch derjenigen, die außerhalb des Haushalts leben – zu charakterisieren und exemplarisch auf den Familienalltag und das Coparenting einzugehen.

Auch *Kapitel 3.4 zum Doing und Undoing Family in Adoptivfamilien* von Ina Bovenschen untersucht eine von der sogenannten „Normalfamilie“, in der Kinder gemeinsam mit ihren leiblichen Eltern aufwachsen, abweichende Familienform, bei der die genetische/biologische Elternschaft nicht mit der sozialen und rechtlichen Elternschaft Hand in Hand geht. Anknüpfend an die Perspektive des Doing Family widmet sich das vorliegende Kapitel dem Umgang mit Familie und Elternschaft in Adoptivfamilien, einer historisch nicht neuen, aber dennoch besonderen Familienform. Kern der Betrachtung ist die Konstruktion von Gemeinsamkeit in der Adoptivfamilie, d. h. der sinnhaften, bedeutungsge-

ladene Ebene der Herstellung von Familie durch gemeinsames Tun, durch eine wechselnde Bezugnahme aufeinander und durch die symbolische Darstellung als Familie. Im ersten Teil des Kapitels werden nach einer Einführung in das Wesen und die Funktion von Adoption Spannungsfelder im Adoptionsdreieck aus Adoptivkind, annehmenden Eltern und abgebenden Eltern in den Blick genommen: erstens das Spannungsfeld zwischen den rechtlichen Grundlagen der Adoption und der sozialen Konstruktion von Familie im Alltag der Adoptivfamilien, zweitens das Doing Family der Adoptivfamilie, das durch das Ausschließen bzw. die Negation der Herkunftsfamilie des Adoptivkindes mit einem Undoing Family verknüpft sein kann und drittens dem Spannungsfeld, das sich zwischen der Perspektive des Adoptivkindes auf das Bild von Familie und der Sichtweise der Adoptiveltern, z. B. im Hinblick auf die Frage „Wer gehört für mich zur Familie dazu?“, ergeben kann. Im zweiten Abschnitt wird dann vertiefend die Perspektive der Adoptiveltern auf das Elternsein und das Bild von Familie in den Blick genommen, indem eigene empirische Befunde aus einer qualitativen Befragung von Adoptiveltern vorgestellt und diskutiert werden.

Kapitel 3.5 Gemeinschaftliches Wohnen – Doing Family in erweiterten Familiennetzwerken? von Martina Heitkötter betrachtet in Abgrenzung zu den Vorstellungen der Kern- bzw. Kleinfamilie die für Familien relevanten freundschaftlichen, nachbarschaftlichen und wahlverwandschaftlichen Beziehungen in ihrer Bedeutung für das Doing Family. Dabei fokussiert der Beitrag exemplarisch auf gemeinschaftliche Wohn- und Lebensformen, die sich derzeit verstärkt verbreiten, familienwissenschaftlich jedoch noch kaum thematisiert werden. Damit geht die Autorin der Frage nach, inwieweit diese sozialen Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnformen als ein „funktionales Äquivalent“ für sich ausdünnende, familial-verwandschaftliche Netzwerke gesehen werden können bzw. als eine Ergänzung und Erweiterung der Kernfamilie zu interpretieren sind. Zunächst erfolgt eine Systematisierung und Begriffsklärung der verschiedenen Typen sozialer Beziehungen wie (Wahl-) Verwandtschaften, Freundschaften und Nachbarschaft, die sich in familialen Netzwerken verschränken und überlagern. Nach einer historischen und konzeptionellen Einführung in gemeinschaftliche Wohnformen referiert der Beitrag empirische Befunde einschlägiger Studien zur Bedeutung gemeinschaftlicher Unterstützungsnetzwerke für Familien. Es zeigt sich dabei, dass Familien durch das Leben in Gemeinschaft in spezifischer Weise vielfältige Unterstützungsleistungen erfahren wie auch erbringen. Dabei wird ein besonderes Augenmerk auf das Grenzmanagement zwischen Familien im engeren und erweiterten Sinn und die damit verbundene Ambivalenz gelegt: Gemeinschaftliche Lebensformen stellen auf der einen Seite in besonderer Weise Ressourcen für Hilfeleistungen dar. Auf der anderen Seite geht das Leben in intentionalen Gemeinschaften mit

spezifischen Anforderungen an die handelnden Subjekte einher, entsprechende Kompetenzen werden gleichsam erfordert wie geschult.

In Kapitel 3.6 zum *UnDoing Family by Delegating Care? Über die Alltagspraxis der Versorgung älterer Menschen in privaten Haushalten mit migrantischen Haushaltsarbeiterinnen* von Maria S. Rerrich, Katrin Roller und Sabrina Schmitt geht es nicht nur um ungewöhnliche und ungewöhnlich komplexe Netzwerkkonstellationen, sondern auch – als einzigem Beitrag des Bandes – um die Sorge für ältere Menschen. Es sind in erster Linie Familien, die hier Care-Leistungen zu erbringen haben; so regelt es das Subsidiaritätsprinzip des deutschen Wohlfahrtsstaats. Der Beitrag zeigt jedoch, dass alte Menschen mit Pflegebedarf nicht nur von Familienmitgliedern im engeren Sinn (bestehend aus Personen mit gemeinsamen biografischen Erfahrungen und nicht austauschbaren persönlichen Beziehungen) versorgt werden. Vielmehr können sich Care-Arrangements für ältere Angehörige mit sehr unterschiedlichen Akteurinnen und Akteuren in privaten Haushalten etablieren. Dort wirken dann z. B. Nachbarn und Nachbarinnen, bürgerschaftlich Engagierte, professionelle Pflegekräfte sowie Therapeutinnen und Therapeuten aus den Heil- und Hilfsberufen zusammen. In Mittelschicht Haushalten versorgen inzwischen auch sogenannte „migrantische Haushaltsarbeiterinnen“ pflegebedürftige alte Menschen. An ihrem Beispiel wird deutlich, dass sowohl familiäre Akteurinnen und Akteure als auch nichtverwandte Personen Familie im Sinne eines Doing Family konstituieren können. Es zeigt sich aber, dass die Position der migrantischen Haushaltsarbeiterinnen je nach Anforderungen der Arbeitgeberhaushalte zwischen Quasi-Familienmitgliedschaft und Erwerbstätigenstatus changiert.

In Kapitel 3.7 zum *multilokalen und transnationalen Familienleben* wird von Eveline Reisenauer die Frage zum UnDoing Family in familialen Netzwerken noch einmal anders gestellt. Der Beitrag hebt die wechselseitige Verwobenheit von Familie und Mobilitäts- sowie Migrationsprozessen hervor. Einerseits beeinflussen Familienkonstellationen das Mobilitätsverhalten und die Migrationsentscheidungen nachhaltig. Andererseits zielen Mobilität und Migration häufig auf die Gründung und Aufrechterhaltung der Familie ab. Auch wenn multilokale und transnationale Prozesse die Familie in vielfältiger Weise infrage stellen, zeigt sich empirisch eine Persistenz von Familien im Mobilitäts- und Migrationskontext. Anstelle eines notwendigen Scheiterns ist von einer Herstellung und Reorganisation von Familie unter Bedingungen der Multilokalität und Transnationalität auszugehen. Gerade Mobilitäts- und Migrationsprozesse verweisen somit darauf, dass es sich bei Familie nicht um ein gesellschaftlich vordefiniertes Beziehungsnetzwerk handelt. Vielmehr werden Paar-, Geschwister-, Eltern-Kind-, Großeltern-Enkelkind- und Verwandtschaftsbeziehungen unter Bedingungen der Multilokalität und Transnationalität aktiv hergestellt. Der Beitrag rückt die Produktion und Reproduktion von raum- und grenzübergreifenden familialen Beziehungen in den Blick und fragt danach, welche

Besonderheiten sich hieraus für das familiäre Zusammenleben im Allgemeinen und für Care-Tätigkeiten im Besonderen ergeben.

Im Abschnitt 4 wird schließlich anhand dreier unterschiedlicher Beiträge versucht, sich dem Thema des Zusammenspiels individueller, institutioneller und diskursiver Akteure anzunähern. Das Kapitel 4.1 dieses Abschnitts zum *Doing, Undoing und Not Doing Family – Zur Deutungs- und Bezeichnungspraxis im Alltag familienanaloger Formen der Hilfen zur Erziehung* von Maximilian Schäfer beschäftigt sich mit Familie und Elternschaft in diesem spezifischen Kontext. Als familienanaloge Formen der Hilfen zur Erziehung werden Arrangements bezeichnet, bei denen pädagogisch qualifizierte Erwachsene, oftmals auch mit ihren Angehörigen zusammen, mit fremduntergebrachten jungen Menschen in einem Wohngebäude leben und dabei einen mehr oder weniger gemeinsamen Alltag bewältigen. Der Beitrag analysiert ethnografisches Material, das im Rahmen einer empirischen Studie generiert wurde. Schäfer nimmt eine analytische Schärfung der Perspektive des Doing Family vor, indem er grundlagentheoretisch und methodologisch insbesondere die interaktionistischen und ethnomethodologischen Prämissen zum Doing Gender berücksichtigt. Analytisch fokussiert er auf die Deutungen des Miteinanders seitens der zusammenlebenden Personen und den alltäglichen Umgang mit Adressierungen in vier familienanalogen Arrangements. Dabei werden die äußerst heterogenen Umgangsweisen mit Familie und Elternschaft(en) sichtbar: Wenngleich in allen Fällen Angehörige unterschiedlicher Generationen mehr oder weniger dauerhaft in pädagogischen Sorgebeziehungen zusammenleben, verdeutlichen die Analysen der Deutungs- und Bezeichnungspraxis, dass sich die Interaktionen zwischen den Zusammenlebenden keineswegs durchgängig als ein Doing Family bezeichnen lassen. Vielmehr zeigen sie, dass neben einem Doing Family auch ein Undoing Family und ein Not Doing Family rekonstruiert werden kann.

Ähnlich und doch ganz anders ist das *Kapitel 4.2 Doing Family im sozialen Kontext – Verständnisweisen von Eltern und Fachkräften zu prekären Bedingungen der Herstellung von Familie* von Sabine Andresen. Verstärkt werden auf der Basis einer eigenen Studie zu Familien in prekären und durch Armut mitgeprägten Lebenslagen hier die sozialen Kontexte in den Vordergrund gerückt, die die Bedingungen, unter denen Familie hergestellt wird, entscheidend mitbeeinflussen. Dabei sind die soziale Lage einer Familie, ihre Einbettung in private Netzwerke und die konkrete kommunale Infrastruktur ausschlaggebend, aber auch die Begegnungen mit Fachkräften im Bildungs- und Sozialsystem können bei der Herstellung von Familie wichtig sein. Das heißt, das Doing Family entsteht nicht isoliert, auch wenn es auf die Ordnung des Binnenlebens von Familie gerichtet ist. Deshalb geht es um die Frage, welche Anteile Akteursgruppen wie sozialpädagogische oder familientherapeutische Fachkräfte oder Mitarbei-

terinnen und Mitarbeiter der Arbeitsvermittlung haben, wenn sich ihre professionellen Aktivitäten auf die Familie bzw. einzelne Familienmitglieder richten und welche Wahrnehmungen sie von und welche Einstellungen sie zu Herstellungsbedingungen und Spielräumen von Familien haben. Wieweit deren begrenzte Spielräume wirksam und wahrgenommen werden, ob sie überwunden werden, hängt, so eine Annahme, vom Zugang zu und von der Erfahrung mit fachlicher Unterstützung ab. Dabei wurden Eltern in prekären Lebenslagen und Fachkräfte als Expertinnen und Experten angesprochen, denn beide verfügen über eine ausgewiesene Expertise, die jedoch aus unterschiedlichen Quellen resultiert. Es zeigt sich, dass das jeweilige Wissen von erwachsenen Familienmitgliedern und Fachkräften in Verbindung mit Interaktionserfahrungen und Adressierungen zur Herstellung von Familie mit beitragen. Damit wird eine Diskussion angestoßen über die Sicht beider Akteursgruppen auf Entscheidungs- und Handlungsspielräume von Familien vor allem in prekären Lebenslagen und über die möglichen Beiträge der Fachkräfte, damit Eltern Wissen über ihre Ansprüche erwerben und dieses auch sicher anwenden und ihre Rechte einfordern können.

In Kapitel 4.3 *Doing Family durch Medien und Kommunikationstechnologien – Systematisierungen und Forschungsstand eines interdisziplinären Feldes* von Andreas Lange geht es nicht um das Zusammentreffen familialer mit professionellen Akteuren auf der Individuumsebene, sondern um die Bedeutung von Medien und Kommunikationstechnologien für das Doing Family. Dass Medienwissenschaft und Familienwissenschaft lange Zeit eher getrennte Wege gegangen sind, ändert sich durch praxeologische und performative Perspektiven in beiden Disziplinen. Das Kapitel beschreibt den Forschungsstand dieses interdisziplinären Feldes und gibt einen Überblick über das Wissen zu Medienbesitz, Einstellungen gegenüber Medien und Medieninteraktionen in Familien sowie die Praktiken des Mediengebrauchs. Es wird gezeigt, dass zeitgenössische Familien und ihre Praktiken über weite Strecken *mediatisiert* sind, d. h., dass sie das gesamte Spektrum möglicher Medien nutzen, was insbesondere für multilokale Familien gilt. Schließlich wird die Bedeutung von Medieninhalten für die Vorstellungen und Leitbilder eines normalen bzw. gelungenen Familienlebens rekonstruiert. Es wird belegt, dass zeitgenössische Familien partiell *medialisiert* sind, d. h. dass sie ihre Eigenlogik teilweise nach derjenigen der Massenmedien ausrichten, wobei auch die Leistungen von Medien und Kommunikationstechnologien für das Management des Familienalltags über geografisch relevante Distanzen hinweg sichtbar werden. In der abschließenden Betrachtung wird erstens deutlich, dass die Bedeutung der unterschiedlichen alten und neuen Medien für heutige Familien gar nicht überschätzt werden kann. Zweitens zeigt sich hier der Ertrag der „theoretischen Linse“ des Doing Family.

Das Kapitel 5 stellt abschließend die ganz andere Frage, wie eigentlich das Doing Family, respektive die familiäre Lebensführung erforscht werden kann. Das Kapitel „Methodologische Reflexionen: die quantitative Operationalisierung des qualitativen Konzepts der familialen Lebensführung in AID:A“ von Claudia Zerle-Elsässer, Waltraud Cornelißen, Christine Entleitner-Phleps, Josefine Klinkhardt, Karin Jurczyk und Alexandra Langmeyer beschreibt methodische Reflexionen, die bei der Operationalisierung des qualitativen Konzepts der familialen Lebensführung in einem quantitativen Erhebungsdesign im Rahmen des DJI-Surveys AID:A angestellt wurden. Der Bedarf nach einer solchen ‚Übersetzung‘ entstand im Rahmen der multi-methodischen Ausrichtung der Fachabteilung Familie und dem Wunsch, einige bevölkerungsrepräsentative Daten zur Ergänzung der qualitativen Befunde für Deutschland zu gewinnen, so z. B. zur Bedeutung multilokaler Lebensformen und dem entsprechenden Kontaktmanagement, der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, ihrem Zustandekommen und Zufriedenheiten damit, sowie zur Bedeutung und zu Effekten von Familien-Ritualen. Nach einer notwendigen Priorisierung der Themen wurden standardisierte Frageformate zu vier relevanten Haupt- und ihren jeweiligen Sub-Dimensionen aus dem Konzept der familialen Lebensführung erarbeitet und in AID:A eingebracht: So wurden als Rahmenbedingungen der familialen Lebensführung die Ressourcen und Restriktionen der Familien erhoben. Die Modi der Lebensführung betreffend wurden individuelle wie familiäre Tätigkeiten sowie einige Strategien der Verschränkung erfasst. Eine Säule bildet die Lebensqualität der befragten Familien, eine weitere, eher querliegende Dimension, nimmt die Orientierungen der Befragten in den Blick. Einige ausgewählte empirische Befunde aus den Daten, z. B. zu den sozialen Unterstützungsnetzwerken, auf die die Familien zurückgreifen können und wie das mit der Lebenszufriedenheit der Mütter zusammenhängt, zu familien-, kind- und partnerschaftsbezogenen Ritualen, zum Organisationsgrad des familialen Alltags (zwischen Routine und Chaos) sowie zu Geschlechterrollenkonzepten und der tatsächlichen Praxis geben Hinweise auf die Fruchtbarkeit des Unterfangens, die überwiegend qualitativen Studien zur familialen Lebensführung mit quantitativen Daten und Befunden zu unterfüttern. Neben den Stärken eines solchen Vorgehens, einer Ergänzung der bisher vorliegenden qualitativen Befunde durch quantitative Daten, werden am Ende des Kapitels auch Schwächen diskutiert. So bleibt u. a. der Blick auf das ‚große Ganze‘ der familialen Lebensführung in einem standardisierten Erhebungsdesign verstellt und auch konkrete Prozesse des Doing können nicht adäquat abgebildet werden. Trotzdem wird der Versuch der ‚Übersetzung‘ als – vorerst – erfolgreich angesehen.

Was fehlt

So umfangreich dieser Band auch geworden ist, es fehlt unterm Strich doch mehr, als geschrieben wurde. Dies gilt sowohl in systematischer als auch in punktuell-thematischer Hinsicht und hat entsprechend unterschiedliche Gründe.

Systematische Vertiefungen wären in mehrerlei Richtungen sinnvoll:

- in die methodologisch-methodische Richtung durch das Abwägen von Aufwand und Ertrag der Bandbreite einzelner quantitativer und qualitativer Verfahren für eine ertragreiche Erforschung des UnDoing Family;
- in die konzeptionelle Richtung durch die weitere Einbettung in soziologische (Handlungs)Theorien, die Verbindung etwa zur Sozialisierungstheorie im Anschluss an Walper u. a. (2017a) sowie an Wernberger (2017, S. 271 ff.), die Ausarbeitung der einzelnen Handlungsdimensionen u. a. m. Aus dem hier vorgelegten konzeptionellen Kapitel 2.1 könnte ohne weiteres ein ganzes eigenes Buch gemacht werden;
- in die inter- bzw. transdisziplinäre Richtung durch eine kritische Reflexion der Anschlussmöglichkeiten (und ggf. -grenzen) des soziologischen Konzepts UnDoing Family vor allem an Psychologie, Erziehungs- und Rechtswissenschaft, vermutlich aber auch an weitere Disziplinen. Nicht zufällig haben insbesondere diejenigen Autorinnen und Autoren des vorgelegten Bandes, die aus den genannten Disziplinen stammen, mit dem doch unverkennbar originär soziologischen Ansatz des UnDoing Family teilweise gefremdet. Es wäre vermutlich den Aufwand wert, Anschlussstellen jeweils zu rekonstruieren und gegebenenfalls Übersetzungsarbeit zu leisten, aber auch Nicht-Passungen festzuhalten. Im Band hat es einige explizite Versuche interdisziplinären Arbeitens gegeben: durch einen systematischen Austausch zwischen familienbezogener Soziologie und Rechtswissenschaft in Kapitel 2.1.7 – mit zumindest für die Autorin und den Autor erheblicher gegenseitiger Bereicherung (vgl. hierzu auch Scheiwe 2018); durch den Einbezug familien- und entwicklungspsychologischen sowie familienrechtlichen Wissens in Kap. 2.6 und 3.4 sowie in Kapitel 4.3 durch die wechselseitige Bezugnahme von Familien- und Medienwissenschaft.
- in die ungleichheitsbezogene Richtung, die die ungleichen sozialen Lagen und Kontexte von Familien mitbedenkt und theoretisch im Hinblick auf intersektionelle Bezüge zwischen Klasse, Ethnie, Geschlecht, sexueller Orientierung etc. bearbeitet;
- in die Richtung, nicht nur vollzogenes Praxishandeln zu verstehen, sondern auch die Wahrnehmung von Handlungsspielräumen, etwa durch die differenzierte Auffaltung gesellschaftlicher Kontexte entlang dem von Hobson (2014) erweiterten Capability Approach;

- in die Richtung einer vertieften Beschäftigung mit und Sortierung von unterschiedlichen Akteurstypen und dem Ineinandergreifen inner- und außer-familialer Akteure beim UnDoing Family. Dazu würde auch die Aufarbeitung der Bedeutung kollektiver Akteure – z. B. der Familienpolitik – gehören, die sich nicht durch Interaktionsanalysen handelnder Individuen erschließen lässt.

Diese Aufzählung ist selbstverständlich nicht vollständig. Zudem gibt es mehr als genug inhaltliche Themen, die sich aktuell anbieten, um mit dem UnDoing Family Ansatz empirisch genauer zu erforscht zu werden. Auch sollten vorliegende Forschungen hierzu zugänglich gemacht und mit der Perspektive des UnDoing Family re-analysiert und neu interpretiert werden. Als solche Themen drängen sich uns vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen, aber auch der Forschungslage, folgende auf:

- gewaltförmige Familienbeziehungen und Umgang mit Konflikten in Familien
- Bildungsprozesse in und für Familien
- Kinder im UnDoing Family bzw. das UnDoing Family von Kindern
- Familien mit reproduktionstechnologisch erzeugten Kindern durch Keimzell- und Embryonenspende sowie Leihmutterschaft
- Mehrelternfamilien, in der Folge mit multipler Großelternschaft
- Die Interaktion von Fachkräften, z. B. Hebammen, mit werdenden Müttern bei der Herstellung ‚gelingender Mutterschaft‘.

Auch hier ist die Liste offen. Die Gründe dafür, dass die genannten systematischen und thematischen Aspekte nicht bearbeitet wurden, sind unterschiedlich. Für die erste Gruppe hätte es vor allem deutlich mehr Zeit und Ressourcen gebraucht, um weiter in die Tiefe zu gehen. Der praktische Arbeitsalltag der Herausgeberin sowie der Autorinnen und Autoren dieses Bandes bestand jedoch meist aus anderen Aufgaben, denen die Beschäftigung mit dem Konzept und weiteren Theorien eher abgerungen werden musste. Für die Zukunft wäre deshalb ein verbindliches Forschungsnetzwerk derjenigen zu wünschen, die sich für die Weiterentwicklung des UnDoing Family-Konzepts und die entsprechende empirische Forschung interessieren.

Für die zweite Gruppe der offen gebliebenen Beiträge gibt es pragmatischere Gründe. Erstens deutete sich an, dass der Band ohnehin schon sehr umfangreich wird, sodass gar nicht alle Themen aufgenommen werden konnten. Zweitens konnten aber einige Aufsatzvorhaben aufgrund der Zeitnot angefragter Autorinnen und Autoren nicht realisiert werden, wie etwa die uns aktuell besonders dringlich erscheinende Untersuchung des Zusammenhangs von forcierten Bildungsanforderungen und Doing Family oder auch die Analyse der

Arbeit von Hebammen aus dem Kontext der Frühen Hilfen im initialen Doing Family.

Es bleibt, allen Autorinnen und Autoren des Bandes für die äußerst zügige Erstellung ihrer Texte und die angenehme und anregende Zusammenarbeit zu danken sowie Jacqueline Ludwig für die akribische, freundliche und fürsorgliche Begleitung während des gesamten Herstellungsprozesses des Buches und Rüdiger Hartmann für sein aufmerksames Lektorat, beide vom DJI. Der Dank gilt insbesondere auch den Gutachterinnen und Gutachtern des Buchmanuskriptes Angelika Diezinger, Matthias Grundmann, Dominik Krinninger, Jörg Maywald, Michael Meuser, Harald Rost, Michaela Schier und Helga Zeiher, deren Anmerkungen und Anregungen die Qualität der Beiträge erheblich gesteigert haben. Nicht zuletzt danke ich meinen beiden Söhnen Daniel und Jakob, die mir stets zu lebendigen und konkreten Erfahrungen beim Doing Family verholfen haben sowie allen, die durch Diskussionen an den unterschiedlichsten Orten zum Weiterdenken am Doing und Undoing Family beigetragen haben, manchmal wahrscheinlich, ohne dass ihnen das selbst bewusst war.

München im Frühjahr 2020
Karin Jurczyk

2. Ein Konzept in Bewegung: Bausteine, konzeptionelle Schärfungen und empirische Anreicherungen

2.1 UnDoing Family: Zentrale konzeptuelle Annahmen, Feinjustierungen und Erweiterungen

Karin Jurczyk unter Mitarbeit von Thomas Meysen⁴

Dieses Kapitel dient der Vergewisserung und Feinjustierung der Bausteine des Konzepts Doing Family auf dem aktuellen Stand. Es soll geklärt werden, auf welchem Sockel das Konzept derzeit steht und welche Weiterentwicklungen und Anreicherungen sich seit 2014, der ersten Publikation des Konzepts „Familie als Herstellungsleistung – Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie“ (Jurczyk 2014a) im Sammelband von Karin Jurczyk, Andreas Lange und Barbara Thiessen (Jurczyk u. a. 2014a) ergeben haben. Dabei werden auch diejenigen Argumente integriert, die im hier neu vorgelegten Band erstmals genauer ausgeführt werden. Dies geschieht in gebündelter Form, um den Übersichtscharakter des Kapitels zu wahren⁵, und erübrigt keinesfalls die genaue Lektüre in den einzelnen Unterkapiteln 2.2 bis 2.6 sowie das Nachlesen bereits publizierter Artikel (Jurczyk 2020 i.E., 2018, 2014a, b). Die Weiterentwicklungen sind nur ausnahmsweise durch einsames Nachdenken am Schreibtisch zustande gekommen. Vielmehr wurde das Doing Family vielfach mit Kolleginnen und Kollegen diskutiert sowie in Vorträgen einer breiten und heterogenen wissenschaftlichen und praktisch-politischen Öffentlichkeit vorgestellt. Es hat auf diese Weise auch vielfache Reaktionen hervorgerufen, zu Stellungnahmen aufgefordert und blinde Flecken beleuchtet. Jede Publikation im Anschluss an den Text von 2014 und jeder Fachvortrag hat zu kleinen oder größeren Modifikationen geführt und Anschlüsse an andere wissenschaftliche Perspektiven sowie Diskurse der Fachpraxis möglich gemacht.

4 Thomas Meysen ist Autor des wichtigen Unterkapitels in 2.1.7 zu Familie und Recht, er hat aber an diesem Kapitel darüber hinaus durch kritische Lektüre und viele Anregungen mitgewirkt.

5 Teilweise gibt es hier wörtliche Wiederholungen von Textpassagen aus den hinteren konzeptionellen Kapiteln 2.4 und 2.5. Überschneidungen sind aufgrund des Charakters dieses Kapitels als Überblick leider unvermeidbar.

Es gab und gibt auch grundlegende Gegenargumente gegen den Ansatz (siehe hierzu Kap. 2.2): so etwa, dass er ja gar nichts Neues beschreibt, weil es immer schon ein Doing Family als „Herstellungsleistung“ gab und Familie immer schon Arbeit war. Dies ist richtig und falsch zugleich. Richtig ist, dass Familie nie eine natürliche, sondern stets eine soziale Tatsache war und ist, ein soziales und kulturelles Konstrukt, das in seiner konkreten Gestalt hergestellt und vollzogen werden musste. Richtig ist auch, dass *in* Familien immer gearbeitet wurde, denn noch nie hat sich die Haus- und Sorgearbeit von alleine erledigt und haben Menschen ohne Dazutun einfach gemeinsam – bildlich gesprochen – an einem „Tisch gegessen“. Falsch ist die obige Aussage hingegen, wenn sie verkennt, dass aufgrund des gesellschaftlichen Wandels das *Familienleben an Selbstverständlichkeit verloren* hat und die Bedingungen der Herstellung von Familie sich drastisch verändert haben⁶, womit auch die Herstellungsleistungen heute deutlich komplexer und anspruchsvoller geworden sind.⁷ Familie ist zu einer „reflexiven Gemeinschaft“ (Lash 2006, S. 252) geworden. Dies hat einerseits damit zu tun, dass in der späten Moderne die Optionen der individuellen Lebensführung gegenüber vor- und frühindustriellen Gesellschaften, aber auch noch gegenüber der entwickelten Moderne vielfältiger geworden sind und es beispielsweise für Männer, aber insbesondere auch für Frauen (und andere Geschlechter) eine bewusste und freiwillige Option sein kann, *keine* eigene Familie zu gründen oder aber auch, sich mit und ohne Kinder wieder zu trennen, was beides gesellschaftlich nicht mehr zwingend sanktioniert wird. Familien werden immer mehr zu haushaltsübergreifenden Netzwerken (vgl. Kap. 3.7), was – etwa im Fall von Stieffamilien – meist nicht mehr dem Tod des Partners bzw. meist der Partnerin (bei Geburt des Kindes) geschuldet ist, sondern Resultat einer bewussten Entscheidung⁸. Die „Multioptionsgesellschaft“ (Gross 1994) ermöglicht – wenn auch deutlich ungleich entlang sozialer Lagen von Klasse, Ethnie, Geschlecht und sexueller Orientierung – neue Handlungsspielräume, aber sie erfordert eben auch unweigerlich Entscheidungen.

Zum anderen sind die Kontexte von Familien vielfältiger, komplexer und fordernder geworden wie etwa die Betreuungs- und Bildungsinstitutionen, aber auch die Konsum-, Kultur-, Gesundheits- und Freizeitangebote. Vor allem erfordert die gestiegene zeitliche und räumliche Flexibilität in der Erwerbsarbeit ein gezieltes Doing Family, was dadurch verstärkt wird, dass gleichzeitig die Ansprüche an eine gute Beziehungsqualität und mehr Egalität in der Partner-

6 Vgl. hierzu bereits Schier/Jurczyk 2007 sowie empirisch fundiert Jurczyk u. a. 2009a.

7 Vgl. hierzu die ausführlichere modernisierungstheoretisch eingebettete Argumentation in Jurczyk 2014a, S. 52–55 sowie in Jurczyk 2014b, S. 122–125.

8 Damit ist hier jedoch keine ‚freie‘ Entscheidung gemeint, denn alles Handeln findet in gesellschaftlichen Kontexten statt, die limitierend wirken (können), siehe auch Abschnitt 2.1.6.

schaft, an Gemeinsamkeit, Sinnerfüllung und eine verantwortete Elternschaft gesellschaftlich wie individuell gewachsen sind (Jurczyk u. a. 2009a, b). Hierzu haben maßgeblich auch die sozialen Medien beigetragen (vgl. Kap. 4.3). Vor allem sind normative Vorgaben, *wie* familiäre Beziehungen zu leben sind, in vielen gesellschaftlichen Gruppen weniger eindeutig und verbindlich geworden. Traditionen als strikte Handlungsvorgaben oder als kulturelle Richtlinien, nach denen Entscheidungen zu treffen sind und die ein Gefühl von Stabilität im Alltag vermitteln, erodieren, sie werden hinterfragt und sogar der Rückgriff auf Traditionen selbst wird zur bewussten Entscheidung. Familien sind heute in vielfacher Hinsicht unter Druck (Merkle u. a. 2008). Dadurch wird die Herstellung eines (familialen) Alltags, einschließlich der Gründung und Aufrechterhaltung einer Familie, immer mehr selbst zur Arbeit (vgl. bereits Jurczyk/Rerrich 1993). Damit ist Familie nicht länger nur der Rahmen, innerhalb dessen – wie immer schon – einzelne Arbeitstätigkeiten, allen voran der Sorgearbeit, erbracht werden.

Wer sich dieser hier vertretenen zeitdiagnostischen Begründung des Doing Family-Ansatzes nicht anschließen mag, wird jedoch vielleicht zustimmen, dass dieser eine neue forschungsprogrammatische Perspektive für die Familienforschung jenseits von Strukturmodellen und Einstellungstopoi bietet, die es ermöglicht, die Prozesse der Herstellung (und ggf. Auflösung) von Familie auf verschiedenen Ebenen, aus der Perspektive verschiedener Akteure und Akteursgruppen sowie entlang ausgewählter Dimensionen empirisch genau zu beleuchten. Dies gilt vielleicht insbesondere auch für solche zunehmenden Phänomene, die sich vom traditionellen Bild der Normalfamilie entfernen wie multilokale Familien, Stieffamilien, erweiterte Familien, Mehrelternfamilien und gleichgeschlechtliche Familien u. a. m. Der Ansatz soll insofern ein Analyseraster bieten, das auch empirisch als familienwissenschaftliches Forschungsprogramm genutzt werden kann.

Im Folgenden werden die konstitutiven Bestandteile des Doing Family-Konzepts in gebündelter Form dargestellt. Ausgenommen wird jedoch eine Darstellung relevanter Referenztheorien zur Einbettung der ‚Doing‘-Ansätze in soziologische Handlungstheorien, weil deren Zusammenfassung unzulässige und unbrauchbare Verkürzungen darstellen würde (vgl. hierzu Kap. 2.3).

2.1.1 Grundformen der Herstellung von Familie – revised

Ist die Rede von Familie als Herstellungsleistung, ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass sich die Praxen der Herstellung auf unterschiedliche Ebenen und Sachverhalte beziehen können: erstens auf die Familie als Ganzes durch eine Familiengründung und durch das tägliche ‚am Laufen halten‘ der Gemeinschaft, sowie zweitens auf einzelne (Care-)Leistungen wie etwa Erziehung oder

Ernährung. Damit wird eine wichtige Unterscheidung möglich, auf was sich das Erkenntnisinteresse in Bezug auf die Herstellungspraxen von Familie fokussieren kann: auf die Herstellung von Familie als Gemeinschaft und soziale Gruppe (das ‚Doing Family‘) sowie auf die vielen unterschiedlichen alltäglichen familialen Praxen (die ‚Doings‘) im Sinne von David Morgan, die zwar auch der Herstellung von Gemeinschaft dienen können, aber nicht müssen bzw. die auch unabhängig davon von Interesse sein können.

Schon 2007 (Schier/Jurczyk 2007) und 2014 (Jurczyk 2014a, S. 61 f.) wurde skizziert, wie man sich die Herstellung von Familie als gemeinsamen Lebenszusammenhang im Alltagsvollzug konkret vorstellen könne. Zunächst wurden *drei Grundformen* differenziert: erstens das sogenannte „Balancemanagement“, zweitens die Konstruktion von Gemeinsamkeit und drittens das Displaying Family. Aufgrund mehrfacher Anregungen hinsichtlich einer klareren analytischen Unterscheidbarkeit wurde diese Sortierung in den folgenden Jahren modifiziert, was zur Reduktion auf nur noch zwei Grundformen der Herstellung von Familie führte (vgl. Jurczyk 2018, S. 146 f.). Die erste Grundform, das sogenannte „Balancemanagement“, liegt auf einer organisatorischen Ebene: Es umfasst vielfältige koordinierende, logistische Abstimmungsprozesse der Familienmitglieder, um Familie als gemeinsamen Lebenszusammenhang im Alltag praktisch lebbar zu machen. Zentral geht es hier um Verschränkungsleistungen, das heißt um scheinbar banale Fragen danach, wer was wann macht und wie und ob etwa ein Abendessen *als* Familie zustande kommt. Da in Familien mehrere individuelle Lebensführungen mit unterschiedlicher Teilhabe an Beruf, Familie, Schule etc. und unterschiedlichen Bedürfnissen und Interessen aufeinander treffen, müssen diese zeitlich und räumlich von den Familienmitgliedern koordiniert sowie im Hintergrund mental und emotional ausbalanciert werden.

Die zweite Grundform, die *Konstruktion von Gemeinsamkeit*, liegt schwerpunktmäßig auf einer sinnhaften Ebene und umfasst Prozesse, in denen Familie in alltäglichen Interaktionen als ein mit Werten aufgeladenes „Netzwerk der besonderen Art“ (BMFSFJ 2006, S. 6) hergestellt wird⁹. Dies geschieht im gemeinsamen Tun, in der wechselseitigen Bezugnahme aufeinander und der symbolisch aufgeladenen Darstellung als Familie. Hier geht es also nicht um

9 Streng genommen ist nur diese zweite sinnhafte Grundform der Herstellung von Familie als Doing Family im sozialkonstruktivistischen Sinn zu bezeichnen. Allerdings hat sich eine allzu eingängige Verwendung der aus der anglo-amerikanischen Soziologie übernommenen „Doing“-Konzepte beim Doing Family im Sinne eines einfachen „Familie tun“ (bzw. familialer Praxen) verbreitet. Hier zeigt sich ein zweifaches Sprachproblem: eines der Übersetzung vom Englischen ins Deutsche und eines der Veralltäglichung von Wissenschaftssprache. Auch wenn die Übersetzung des umfassenderen Begriffs von Familie als „Herstellungsleistung“, bei dem das sozialkonstruktivistische Doing Family eine Unterform ist, sperrig ist, bleibt die Differenzierung wichtig.